Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 64 (1955)
Heft: 5

Artikel: Der Schwesternberuf ist etwas Grosses
Autor: Müller, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-547937

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER SCHWESTERNBERUF IST ETWAS GROSSES

Von Privatdozent Dr. med. Carl Müller, Bern

Am 24. April 1955 versammelten sich 44 junge Lindenhofschwestern zusammen mit ihrer Oberin, den Aerzten, Lehrschwestern, Eltern und andern Gästen zur Feier der Diplomierung im Kirchgemeindehaus Paulus in Bern. Den Begrüssungsworten folgte die eigentliche Kernansprache an die ins selbständige Berufsleben tretenden 44 Schwestern, die in diesem Jahre von Privatdozent Dr. med. Carl Müller, Bern, gehalten wurde. Wir sind bestrebt, diese eindrücklichen und ernsten Worte an unsere jungen Schwestern auf den nachfolgenden Seiten festzuhalten, um sie auch einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

Die Redaktion.

Liebe Schwestern! Der erfolgreiche Abschluss einer beruflichen Lehrzeit ist ein grosses Ereignis. Er ist die Belohnung für Fleiss und Hingabe. Er ist der Tag, an dem sich die Türe öffnet zu neuer und höherer Verantwortlichkeit. Grund genug, stolz zu sein.

Auch wir Aelteren erinnern uns noch an unsere Abschlussprüfung. Schon lange vorher wurden im Kreise der Leidensgenossen Pläne geschmiedet, wie das Ereignis gefeiert werden sollte. Ein umfangreiches Festprogramm wurde aufgestellt: hoch sollte es hergehen. Drei Tage sollte der Rummel mindestens dauern, denn man wird ja schliesslich in der Regel nur einmal im Leben diplomiert.

Und dann hielt man das heissersehnte Zeugnis in den Händen. Auf allen Seiten sahen wir freundliche Hände zum Glückwunsch ausgestreckt. Man war einige Stunden überflutet von einem Gefühl der Befreiung und glücklicher Genugtuung.

Aber dann? Weshalb dachte plötzlich niemand mehr an ein dreitägiges Fest? Warum war keiner so ausgelassen, wie er es sich ausgemalt hatte? Wieso war der eine oder andere der Freunde so schweigsam, so ernst, dass wir Mühe hatten, ihn aufzuheitern?

Ich brauche Ihnen den Grund wohl nicht zu sagen, denn die erste Welle der Freude ist bereits über Sie hinweggegangen. Plötzlich tauchen eben die Fragen auf, die im Bemühen um das zunächstliegende Ziel nicht hatten aufkommen können, die Fragen: Was soll nun werden? Wo werde ich unterkommen? Werde ich mich bewähren? Bin ich auch wirklich in der richtigen Bahn? Wird meine Kraft ausreichen, meine Aufgabe, und sei sie noch so bescheiden, richtig zu erfüllen? Diese und andere Fragen sind für junge Menschen in der heutigen Zeit gewiss nicht weniger dringend als in früheren Zeiten.

Wir wollen, liebe junge Schwestern, einige dieser Probleme näher betrachten.

Vor über 100 Jahren hielt Dr. E. Fueter, Professor für innere Medizin, im bernischen Aerzteverein eine interessante Ansprache. Ich möchte Ihnen daraus einiges vortragen; denn diese Ansprache stammt aus einer Zeit, in der Rationalismus und Materialismus bereits stark überhand nahmen, ferner weil sie, was Erkenntnis grundlegender Zusammenhänge und Weitblick anbetrifft, von zeitloser Gültigkeit ist.

Fueter hat die medizinische Poliklinik in Bern gegründet und die erste wirksame Armenpflege in Bern aufgebaut. Er war aber nicht nur ein grosser Arzt, sondern auch eine hervorragende geistige Persönlichkeit, ein guter Mensch und der intimste Freund von Jeremias Gotthelf. Ein eigenartiger Zufall will es, dass sich sein Todestag diese Woche zum 100. Male jährt. Fueter sagt in seiner Ansprache:

«Die moderne Naturkunde und Technik versetzten alle Gebiete des Wissens mit ihrem eigenartigen Gährungsstoffe. Sie verdrängen aus der Denkweise und Gefühlswelt des Menschen immer mehr das Bewusstsein einer höheren Autorität. Indem nämlich die Naturwissenschaften immer mehr in das menschliche Tun und Treiben eindringen, vervielfältigen sich die Mittel zur Befriedigung der irdischen Bedürfnisse, zur Erreichung menschlicher Selbstzwecke.

Im nämlichen Verhältnis werden aber auch die Ansprüche der Menschen an die Rechte und Genüsse des Lebens immer mächtiger und drohender. Das betriebsame irdische Leben unserer Zeit

beschränkt die tiefinnerliche Seelentätigkeit. Ueber allen irdischen Beschäftigungen und Interessen vergessen wir leichter die Schätze im eigenen Herzen.

Die mächtig vorwärtsschreitende Technik mit all ihren praktischen Auswirkungen bestimmt den eigentümlichen Charakter unserer Zeit mit all ihren Vorzügen und mit all ihren Gebrechen. Und diese Gebrechen sind: Selbstherrlichkeit der Forschung, übermütiges Vertrauen auf die eigene Einsicht bei stetigem Sinken des religiösen Bewusstseins. Nach aussen gerichtete Betriebsamkeit bei zunehmender Armut des sittlichen Lebens. Irdische Selbstsucht und Begehrlichkeit bei Vernachlässigung höherer geistiger Zwecke.

Wir beherrschen zwar die Kräfte der Natur, sehen aber dabei die niederen menschlichen Triebe immer stärker werden, im Einzelnen wie in der Masse. Unser Selbstgefühl gelangt immer mehr zur Vorherrschaft bei immer schwächer werdendem Bewusstsein unserer Abhängigkeit von höheren Mächten.

Bei der neuen Gestaltung der Zeit drängen sich also wohl Pflichten auf, die weit über das Verschreiben von Arzneiformeln und über das Aufstellen von Gesundheitsregeln hinausgehen. Wir erkennen im Bereich unseres Seelenlebens als Grundkraft das sittliche Gefühl oder das Gewissen. Zwei Gesetze herrschen in uns. Unsere Seelentätigkeit spaltet sich in zwei einander entgegengesetzte Richtungen. Die eine bezieht sich ausschliesslich auf die nächsten Interessen und auf das eigene Wohl und Gedeihen: es ist die Selbstsucht, der Trieb zur Selbsterhaltung. Die andere Richtung umfasst Zwecke, die scheinbar ausser uns liegen, sie umfasst Gedanken und Gefühle, die auf das Ganze und Grosse gerichtet sind.

Der Trieb scheut Druck und freiwillige Unterwerfung. Der Geist aber strebt zur Selbstüberwindung. Die Natur arbeitet immer nur für ihren eigenen Vorteil, der Geist sieht auf das, was anderen vorteilhaft und heilsam ist. Der Trieb sucht Ruhm und Ehre vor dem Menschen, der Geist strebt vor allem nach treuer Befolgung der Stimme Gottes in unserem Gewissen. Die Natur ist habsüchtig und hat mehr Freude am Empfangen als am Geben — dieser aber ist gemeinsinnig, begnügt sich mit wenigem und hält Geben für seliger als Empfangen. Jene klagt über Mängel, dieser aber trägt sie mit unbewegtem Mut. Die Natur lenkt alles auf sich selbst zurück. Der Geist aber führt alle Dinge auf Gott als den Urquell aller Dinge. Er kennt keine stolze Anmassung, sondern er unterwirft sich in allem, was er denkt und empfindet, der ewigen Weisheit. Er trägt sich nicht selbst zur Schau, sondern er überzieht alles, was des Lobes und der Bewunderung wert sein mag, mit dem Schleier der Demut. Der wahre Geist sucht in der Wissenschaft nichts anderes, als was Gott verherrlicht, und was der Menschheit dient, mit andern Worten, er liebt Gott über alles und den Nächsten über sich selbst.

Unser Denken und Fühlen würden sich niemals in der Weltordnung ergeben, wenn sich uns nicht mit überwältigender Kraft die Ueberzeugung aufdrängte, dass unsere wahre Bestimmung in einem überirdischen Gebiet liegt, nicht hier unten in dieser Welt der unstillbaren Wünsche, der ewig betrogenen Hoffnungen, wo der Mensch in Beziehung auf das eigene Ich schon einen neuen Wunsch hervorbringt, kaum dass der alte gestillt ist.»

Fueter sagt dann noch wesentliche Dinge über die Barmherzigkeit als Grundlage der Kultur. Wie recht hat er! Ohne Caritas gibt es keine Kultur. Wenn diese grundlegenden Tatsachen auch immer wieder vergessen werden und heute nicht sehr hoch im Kurse stehen, und wenn der Mensch in stolzem Selbstbewusstsein auch immer wieder glaubt, andere Werte an die Stelle der Humanität, der Caritas, setzen zu können, so wird er früher oder später, sei es auf Trümmern und unter Tränen, immer wieder auf diese ewige Wahrheit zurückgeführt und den Selbstbetrug erkennen.

Sie stehen, liebe Schwestern, in einer schweren Zeit. Alles ist heute noch mehr als zu Fueters Zeiten aufs Aeussere und Materielle gerichtet. Idealismus wird oft mit Lebensfremdheit und auch gar mit Lebensuntüchtigkeit gleichgesetzt. Ungehemmte Tatkraft, äusserer Erfolg und Besitz werden angebetet. Als tüchtig wird der angesehen, der es zu äusserem Glanze bringt; jener, der alles daran setzt, rein menschliche Werte zu entwickeln, hat nicht immer Aussicht, geachtet zu werden.

Hat etwa der Beruf der Krankenschwester, jener menschlich überaus wertvolle, wirklich geistige Beruf, seinen sogenannten Rang in der gesellschaftlichen Ordnung erreicht, der ihm gebührt? Gewiss nicht! Aber das wird Sie nicht anfechten. Das gesellschaftliche Urteil ist ein kollektives Urteil, ein Massenurteil von geringem Wert, das zu allen Zeiten äussere Attribute, Macht, Titel, Einfluss und Reichtum am höchsten gestellt hat. Das Urteil der Gesellschaft ist auch unbeständig und abhängig von oberflächlichen, zeitgebundenen Strömungen. Dieses gesellschaftliche Urteil war hinsichtlich der wahren Werte zu allen Zeiten falsch. Unsere grossen Schriftsteller und Dichter haben sich immer gegen das gesellschaftliche Urteil aufgelehnt und scharfe Kritik an ihm geübt. Denken Sie an Schiller, Shakespeare, Bernard Shaw, Gotthelf und viele andere!

Hoch über diesen konventionellen gesellschaftlichen Rangordnungen und Maßstäben stehen die ewigen, geistigen und sittlichen Werte, und unter diesen Werten stehen unwandelbar der Dienst am Nächsten, das Opfer, die Selbstverleugnung an erster Stelle.

Gotthelf hat folgende schönen Worte über die Frauen geprägt: *«Die guten Frauen mit Verstand, das sind nicht bloss Perlen unter ihrem Geschlecht, das sind Diamanten in der Menschheit, und was solche Frauen Gutes tun, das ist vom Allerschönsten, was im Himmel angeschrieben wird.»*

Der Schwesternberuf ist etwas ganz Grosses. Die Schwester hat sich aus freier Neigung dazu entschlossen, Kranke und Hilfsbedürftige zu pflegen. Wir können die Schwester neben die Mutter stellen, und wir wissen, dass wir keinen höheren Ehrentitel zu vergeben haben. Die Krankenschwester ist stellvertretende Mutter an allem, was leidet und der Hilfe bedarf. Andere Frauen wählen andere Berufe; keiner von diesen sei gering geachtet. *Aber kein Beruf ist so sehr durch und durch fraulich und kommt dem natürlichen Berufe der Frau, Mutter zu sein, so nahe, wie der Beruf der Krankenschwester.* In vielen Berufen könnte die Frau entbehrt werden, in der Krankenpflege aber ist sie gänzlich unentbehrlich.

Wahrscheinlich wissen wenige der jungen Mädchen, die diesen Beruf ergreifen, was sie auf sich nehmen. Denn nur langsam, mit der wachsenden Erfahrung, erschliesst sich der ungeheure Ernst der Arbeit einer Krankenschwester.

Nur der Arzt hat gleiche Verantwortung wie sie, denn es geht ja häufig um Leben und Tod. Es mag sein, dass seine Verantwortung grösser ist, wenigstens in juristischer Hinsicht. Er hat die grundlegenden Entscheidungen zu treffen, dann aber geht er, und es ist die Schwester, die beim Kranken bleibt. Die Verantwortung der Schwester ist, sittlich gemessen, sehr gross. Das bedeutet eine Last, aber auch eine Auszeichnung.

Vielleicht erscheint Ihnen Ihr Tagewerk oft als Anhäufung kleiner, unbedeutender Handreichungen und Verrichtungen. Vergessen Sie aber nie, dass von der gewissenhaften und treuen Erledigung dieses scheinbaren Kleinkrams alles abhängt.

Die ungeheure Entwicklung der medizinisch-wissenschaftlichen Technik, so wichtig und unentbehrlich diese auch ist, lassen uns unsere wesentlichste Aufgabe zu oft vergessen. Theoretisches Wissen und Technik in allen Ehren; sie sind unsere unentbehrliche Waffe im Kampfe gegen die Krankheit, aber sie dürfen die menschliche Fürsorge nicht überwuchern. Die Wissenschaft hat zu dienen, nicht zu herrschen. Reines Wissen ist Leben auf lebensfeindlichen Gipfeln, da ist nicht genug Luft zum Leben.

«*Die Herrschaft der Wissenschaft hat zu einer Eiszeit in der Geistesgeschichte der Menschheit geführt*», sagt Jean Rostand. «*Noch fehlt der unwiderlegbare Beweis dafür, dass die zerbrechliche Seele des Menschen das rauhe Klima des reinen Wissens aushalten kann.*»

Vergessen Sie nie, dass der kranke Mensch, das leidende Wesen in seiner besonderen, persönlichen Not im Mittelpunkt unserer Behandlung steht. Die Schwester muss dem Kranken das Gefühl des Geborgenseins und des Verstandenseins geben, sie muss ihm die Sicherheit gewähren, dass er nicht als Fall abgetan, sondern als das hilfebedürftige Wesen, als das er sich uns anvertraut, begriffen und geliebt wird.

Diese Forderung bedeutet nicht, dass wir schwach jedem Wunsch des Patienten nachgeben. Der Kranke hat im Gegenteil in seiner hilflosen Lage das Bedürfnis nach Führung. Voraussetzung ist freilich, dass er die Wärme eines fürsorgenden Herzens spürt.

Der beste Beweis, wie hoch wir die Schwester einschätzen, ist ja, dass wir Aerzte ihr dauernd und ohne jeden Vorbehalt unsere Kranken anvertrauen. Dürfen wir doch, wenn wir selber erkrankt sind, am eigenen Leibe erfahren, was die Pflege einer guten Schwester bedeutet. Wir alle, Aerzte und Schwestern, müssen ständig auf der Hut sein, dass wir im Umgang mit den Kranken nicht in jenen unpersönlichen, routinemässigen Ton verfallen, der heute schon in manchen grossen amerikanischen Spitälern herrscht und der dem Besucher den Eindruck gibt, in ein Warenhaus geraten zu sein.

Selbstverständlich gibt es auch schlechte Aerzte und schlechte Schwestern. Allem Positiven steht das Negative gegenüber. Nirgends erweist sich so augenscheinlich wie in diesen beiden Berufen, dass nur innere Berufung zur vollen Bewährung führen kann.

Es ist vor allem auch wichtig, dass der Schwester die Möglichkeit gegeben werde, mit ihren wertvollen Kräften hauszuhalten und ihr Innenleben zu pflegen. Jeder vernünftige Mensch wird alle Bestrebungen begrüssen und unterstützen, die gute Lebens- und Arbeitsbedingungen herbeiführen.

Vieles ist schon erreicht, manches bleibt noch zu tun.

Vor einem möchte ich Sie aber warnen, liebe Schwestern, weder der Arzt noch die Schwester können ein Doppelleben führen. Wer glaubt, den beruflichen Auftrag, die Pflicht, erledigen zu können, um dann ein sogenanntes eigenes Leben zu führen, erliegt einer grossen Selbsttäuschung. Er macht sich und andere nur unglücklich. Es liegt in unserer schizoiden, gespaltenen Zeit, dass immer mehr Menschen ihr Heil von einem Doppelleben erwarten, das ja schliesslich doch immer nur Halbheit und Stückwerk bleiben kann. Man muss sich entscheiden. Aber man muss wohl eine gewisse Reife erreicht haben, um zu erkennen, wie sehr Arbeit und Aufgabe *das* Leben sind. Daneben gibt es wohl Erholung, Erbauung, Bereicherung, aber niemals ein zweites Leben. Die Frau besonders erträgt es nicht, Beruf und Privatleben scharf zu trennen. Früher oder später kommt es zum Konflikt. Werden Sie also solche guten und ganzen Schwestern, Schwestern, die sich bewähren, auch wenn einmal eine wirkliche Prüfung an sie herantreten sollte!

Und denken Sie, wenn Sie niedergeschlagen, enttäuscht oder ratlos sind, an *Albert Schweitzer*, jenen Verschworenen der Caritas! Ueberlegen Sie, was diesen Mann zur bedeutendsten Erscheinung dieses Jahrhunderts macht. Doch nichts anderes als das Opfer, die Selbstverleugnung. Es gibt ausser ihm manchen bedeutenden Philosophen, Musiker und manchen unbekannten Arzt, der schon vor Albert

Schweitzer in die Wildnis ging und sich ohne viel Aufhebens dem Werke der Nächstenliebe ganz hingab. Aber was die Tat Albert Schweitzers zum weitleuchtenden Symbol stempelt, das ist das geistige Opfer. Er hat eine glänzende Laufbahn, Ruhm, alle weltlichen Verlockungen der Idee der Barmherzigkeit geopfert. Kein noch so schweres Hindernis hat ihn von seinem Ziel abgebracht. Einer seiner Grundsätze heisst: «*Wer viel Schönes im Leben erhalten hat, muss entsprechend viel dafür hingeben. Wer von eigenem Leid verschont ist, hat sich berufen zu fühlen zu helfen, das Leid der andern zu mildern. Alle müssen wir an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen.*»

Dass die humanitäre Tat Albert Schweitzers auch in unserer materialistischen Epoche auf der ganzen Welt so grosse Anerkennung und Bewunderung gefunden hat, zeigt, wie tief das ethische Bewusstsein, der Sinn für das wahrhaft Edle und Grosse trotz allem Schein und letzten Endes doch in der Menschheit verwurzelt ist. Das sei uns Trost und Ansporn.

WAS IHNEN DAS LEBEN SCHENKTE, UND WAS ES NAHM

Von Marguerite Reinhard

Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst, sitzen an die zwanzig junge Lindenhofschwestern im festlichen Saal, um — im feierlichen Rahmen von Ansprachen, Musik und Gesang — klopfenden Herzens, etwas benommen und doch stolz und beglückt jene Rolle entgegenzunehmen, die das Krankenpflegerinnen-Diplom enthält. Während dreier Jahre ist den jungen Schwestern, belehrt, bemuttert und betreut von Frau Oberin Martz, den Lehr- und Oberschwestern, beraten und gefördert von den Aerzten, eine sorgfältige Ausbildung zuteil geworden. Die Lehrzeit ist abgeschlossen. Die jungen Schwestern stehen, zwischen Gestern und Morgen, auf der Schwelle, die ins voll verantwortliche Berufsleben führt. Wie wird das Morgen sein?

Wir sind jenem Morgen der Diplomandinnen zweier Lindenhofkurse, der Kurse 84 und 96, ein wenig nachgegangen. Nicht alle Schwestern haben wir erreichen können, doch wusste diese oder jene über eine frühere Kameradin Bescheid, so dass sich das Bild trotzdem runden konnte. Sie alle sind, jene vom Kurs 84 vor elf, jene vom Kurs 96 vor fünf Jahren, an dieser Schwelle zum Morgen gestanden. Rührend jung waren sie damals noch. Auch Schwester Lotti Sch.:

«Als ich an einem strahlenden Maientag mit meiner gelähmten Patientin ins Berner Oberland fuhr, glaubte ich, die ganze Welt stehe mir offen. Hatte ich doch einige Tage vorher das Kreuzlein in Empfang genommen als sichtbares Zeichen für die bestandene Lehrzeit. Die blühende Natur, das glückliche Gesicht meiner heimkehrenden Patientin, der strahlend blaue Frühlingstag — alles passte zu meinem inneren Glücksgefühl: das Ziel erreicht zu haben. Das Ziel aber war das Tor zu weiterem Arbeiten, Erleben, Ringen und sich Mühen.»

Schwester Evi Sch. fühlte sich nach der Diplomierung frei wie eine Lerche: «Fertig mit dem vielen Lernen!» Doch schon in den ersten Tagen «in Amt und Würden» musste sie entdecken, dass das Lernen weiterging.

Im Erlebnis der jungen Schwester Elisabeth Sch. wird manch eine Schwester eigenes Erleben wiederfinden:

«Mit Freuden liessen wir uns für die Diplomierung schmücken mit dem roten Kränzchen um die Haube und dem roten Kreuz am Kettchen um den Hals, den äusseren Wahrzeichen einer diplomierten Lindenhofschwester. Nun waren wir «fertige» Krankenpflegerinnen. Kindlich war mein Stolz.

Arbeit musste ich nicht lange suchen, denn Schwestern waren schon vor fünf Jahren sehr gesucht. Meine erste Stelle, kurz nach der Diplomierung, führte mich in ein Sanatorium der Bündner Alpen. Ihr hättet mich sehen sollen, die stolze Diplomandin! Die Oberschwester empfing mich mit grosser Herzlichkeit und wies mir auch gleich meine neue Arbeit zu. Du liebe Zeit! Vor mir lag eine lange Abteilung mit zwölf Türen, und wenn ich an all die Patienten dachte, die hinter diesen Türen lebten und atmeten und mich vielleicht kritisch betrachten würden, so bebte der Boden unter meinen Füssen. Wo blieben Stolz und Selbstbewusstsein?»

Vor einer solchen Abteilung mit noch geschlossenen Patiententüren stand mit ähnlichen Gefühlen fast jede junge Schwester aus den beiden Kursen am ersten Tag ihrer ersten Stelle. Die meisten hatten ihre berufliche Tätigkeit in der Insel Bern, im Engadiner Kreisspital in Samaden, im Krankenhaus Horgen, Bürgerspital Basel, Krankenhaus Liestal, Bezirksspital Erlenbach, Kantonsspital Münsterlingen und einige auch im Lindenhof begonnen,